

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Vestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Lauhaer Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18603. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Plakatschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 8.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseratenannahme: Leipzig, Lauhaer Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

## Tageskalender.

Die Leipziger Stadtverordneten verwiesen gestern einen Antrag auf Einführung einer Wohnungsinspektion an den Ausschuß.

Beil den Junkern ein teilweiser Verzicht auf die Brennwein-Liebesgabe zugemutet wurde, haben sie den Vorschlag offiziell abgelehnt.

Infolge einer Verabredung der bürgerlichen Parteien, die die Flottenaufgabe erst beim Etat des Reichskanzlers zur Sprache bringen wollen, wurde gestern im Reichstag das Gehalt des Marinestaatssekretärs ohne Debatte bewilligt.

In Schlesien stehen große Massenentlassungen von Textilarbeitern bevor.

## Kriegshebe und Volksversklavung.

Leipzig, 25. März.

Man schreibt uns aus Budapest: Als vor zwei Wochen der Inhalt der österreichisch-ungarischen Note bekannt wurde, wonach die Monarchie geneigt wäre, dem agrarischen Serbien wirtschaftliche Begünstigungen zu geben, falls es auf seine territorialen Entschädigungsforderungen verzichtete, gaben die ungarischen Agrarier, die auch bei uns die Regierung in Händen haben, die Parole aus: Lieber den Krieg, als wirtschaftliche Begünstigungen. Seitdem nun noch die bekannte Antwort auf diese Note eingetroffen ist, wird von den agrarischen Vorparlamentariern und ihrer Presse eine wahnsinnige Kriegshebe betrieben. Fast alle hiesigen Blätter haben die einzige Lösung: Sineinmarchieren nach Belgrad, aber sofort! Sie geben sich kaum die Mühe, zu verbergen, daß es ihnen dabei nicht um die „Ehre der Nation“, sondern einzig und allein um ihre kleinlichsten Geldinteressen zu tun ist. Den gefährlichen Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen, ist in erster Linie das Ziel, das sie durch die Kriegshebe erreichen wollen. Seitdem der Zollkrieg mit Serbien andauert (es sind nun jetzt drei Jahre) und das serbische Schlachtvieh von unserem Markte ferngehalten wird, sind die Fleischpreise um 35—40 Prozent gestiegen. Wird nun das friedliche Verhältnis mit Serbien ohne vorherige strategische Auseinandersetzung hergestellt, so muß das unbedingt zur Folge haben, daß das serbische Schlachtvieh unter günstigen Bedingungen unseren Markt erreichen kann. Kommt es aber zum Kriege und wird Serbien gedemütigt (denn an eine Annexion, die den serbischen Küstenmarkt zum Binnenmarkt verwandelt würde, glaubt hier kein Mensch, da eine derartige territoriale Erweiterung der Donau-Monarchie von den Großmächten nicht geduldet würde), so wird es dann so tanzen müssen, wie die Agrarier pfeifen werden.

Außerdem wollen die Agrarier mit ihrer Kriegshebe noch etwas anderes erreichen. Es ist bekannt, daß zwischen ihnen und der Dynastie ein Interessengegensatz besteht: bei der Teilung der gemeinsamen Beute, die aus den Wäldern Ungarns herausgepreßt wird, geraten beide miteinander gewöhnlich in Konflikt, wobei die Agrarier stets den kürzeren ziehen. Nun fühlt sich die Dynastie und ihre Umgebung in Wien durch die Haltung Serbiens in ihrem Selbstgefühl verletzt und möchte gern nach Serbien einmarschieren lassen. Es muß ihr daher sehr angenehm sein, wenn sich die Machthaber Ungarns auf ihren Standpunkt stellen. Die Agrarier sind jetzt Feuer und Flamme für die Dynastie, nicht nur weil sie ihre agrarischen Interessen vertritt, sondern weil sie gleichzeitig hoffen, die Gunst der Dynastie zu erlangen, um sogenannte „nationale Erziehungskassen“ — Offiziersstellen für ihre Söhne usw. — auf friedlichem Wege zu erhalten. Alles in allem: die hohen Fleischpreise und die nationalen Konzessionen sind für die Agrarier ein Ziel, das der Knochen einiger Tausend ungarischer Land- und Industriearbeiter und einiger lumpigen Millionen, die die misera plebs contribuens, d. h. die elende steuerzahlende Masse, aufbringen muß, wert ist.

Werden aber die Agrarier, wenn es wirklich zum Kriege kommen sollte, so gut dabei fahren, wie sie sich jetzt das vorstellen? Die Ausbildung der Mannschaften ist fast einzig und allein auf die Paradezüge und auf die Niederwerfung von Gemeuten wehrloser Streikenden beschränkt. Aber schon daran trägt nicht nur die Untüchtigkeit der Offiziere, sondern auch der Umstand, daß bei uns die Offiziere die Sprache der Mannschaften nicht verstehen. Die Offiziere sprechen nämlich fast durchweg nur deutsch, dagegen ist das Heer aus elf Nationen zusammengestellt. Ein jeder Soldat muß das deutsche Kommando erlernen, unter normalen Umständen kann das Militär die Kommandos befolgen — aber sonst nichts. Das wichtigste bei allem ist aber, daß bei unseren Soldaten im allgemeinen die kriegerische Begeisterung fehlt, insbesondere kann sie nicht entfacht werden bei einem Angriffsriege, der aus dynastisch-agrarischen Gründen geführt werden soll. Das gemeinsame Heer ist nämlich keine Bruststätte des sogenannten Patriotismus, wie z. B. in Deutschland, sondern im Gegenteil: die Anhänglichkeit zur eigenen Nation wird im k. u. k. Heere ebenso gehandelt, wie die zum Sozialismus. Den patriotischen Jünglingen der zehn nicht-deutschen Nationen ist daher nichts verhaßter, als die „österreichische Soldateska“. Auch herrscht in unseren Truppen kein militärischer Geist, keine Begeisterung für den Krieg, weil so etwas nur dort möglich ist, wo das Militär auf eine siegreiche Vergangenheit zurückblicken kann, was in Ungarn bekanntlich nicht der Fall ist. Hinzu kommt noch, daß die Bauernsöhne, als Leiter selbständiger Wirtschaften, vom Kriegsdienst durchweg befreit sind, die Armeekorps, die die Operationen in Serbien durchführen sollen, aus den Söhnen der Landarbeiter, Handwerker und

Industriearbeiter bestehen, die von den agrarisch-dynastischen Machthabern bis auf die Knochen ausgeleert sind; es ist daher ein Ding der Unmöglichkeit, daß in solchen Truppen Begeisterung herrschen kann. Es wirft ein grelles Licht auf die Kriegshebe unserer Truppen, daß viele Personen lieber Selbstmord begehen, als daß sie der Einberufung Folge leisten würden, ferner, daß die Eintreibung der Reservisten durch Gendarmen mit aufgezogenen Bajonetten erfolgen muß. Mit einem Worte: von einer strategischen Führung, genügender Schulung, Individualität und Begeisterung der Mannschaft kann gar keine Rede sein. Unsere Truppen sind daher all der Elemente bar, die einen Sieg in Serbiens Gefilden, gegen ein begeistertes, seine Heimat schützendes, noch halbwegs naturwüchsiges Volk, verbürgen könnten.

Nun sind aber die Volksmassen in der Monarchie im allgemeinen und in Ungarn im besonderen durch die Herrschaft des agrarisch-dynastischen Klüngels aufs äußerste geknebelt. Das Blutbad in Cernova und Raibach, die blutigen Straßenkämpfe um das Wahlrecht in Budapest, das Ständerecht in Prag, der großserbische Hochverratsprozeß in Kgram, die überfüllten Staatsgefängnisse, die Zerstümmerung von vierhundert Gewerkschaften in Ungarn (darunter die des Eisenbahnerverbandes), der Generalstreik vom 31. Dezember in Budapest, die Schaffung einer ganzen Reihe Volksnebelungsgelese im ungarischen Parlament: all dies sind Symptome, die beweisen, daß zwischen den Machthabern und dem Volke auf der ganzen Linie des sozialen und nationalen Gebietes ein Krieg tobt, erbitterter Kampf, der früher oder später ausgetragen werden muß. Sollte nun der Krieg mit Serbien wirklich losgehen und werden dann die ersten Nachrichten von den Niederlagen eintreffen, so muß es in Kgram und Prag, in Raibach und Triest, in Budapest und in den andern Städten zu Aufständen kommen. Was diese Revolten auf die internationale Lage für Folgen haben werden, können wir hier unerörtert lassen. Eins kann aber mit Sicherheit angenommen werden: mit der Herrlichkeit der agrarisch-dynastischen Machthaber wird es aus sein.

Aber wenn wir auch annehmen, daß die k. u. k. Truppen siegen sollten, das eine ist sicher, daß der Krieg nicht so schnell zu Ende sein wird, wie es die Kriegsheber verkünden. Der Krieg mit Serbien hat große Ähnlichkeit mit dem Burenkriege und wir müssen damit rechnen, daß sich der Kampf viele Monate hindurch hinziehen kann. Je länger desto mehr müssen sich aber dann die unheilvollen Folgen des Krieges einstellen: das Elend, das durch die Kriege und den Zollkrieg mit Serbien schon jetzt auf die Spitze getrieben ist, muß dadurch unerträglich werden. Es muß auch dann zu Unruhen kommen, die den aufgespeicherten Hündstich in Flammen setzen müssen.

Die agrarischen Machthaber Ungarns betreiben die Kriegshebe in der Hoffnung, daß ihnen dadurch die Möglichkeit gegeben wird, ihre Volksnebelungs- und Ausblünderungspolitik in gesteigertem Maße fortsetzen zu

## Seuilleton

### Die Glücksbude.

Erzählung von Ernst Veerang.

Nachdruck verboten.

14) Ein heftiger Wortwechsel, ein wildes Durcheinander von Stimmen stürzte ihn auf. Er stand auf dem Kirchplatz des Dorfes. Drüben, aus den geöffneten Fenstern eines Wirtshauses kam der Skandal. Der Raum war vollgepfropft von Menschen, die, anscheinend in zwei Parteien gespalten, sich mit heftigen Worten bombardierten. Er bemerkte bekannte Gesichter darunter. Den Zirkusdirektor, einige Budenbesitzer, den Gemeindevorsteher, den Weizbauern. Alle überragte die hohe, dürre Gestalt des langen Friedrich. Der stand vor dem Ortsgevaltigen und sagte: „Den Schlüssel heraus! Entweder — oder! Den Schlüssel! Wirds bald?“ „Einsperren laß ich dich!“ schrie der andre. Und ließ seine wilden Augen in der Runde gehen. Mit erhobener Stimme: „Was ist im Spritzenhaus für die ganze Bagage!“ „Vater!“ Jeremi, der vorausgegangen, kam zurück und berührte den Arm seines Vaters. „Komm doch. Sie werden sich schlagen.“ „Unser Weg!“ Jeremias riß das Tuch vom Gesicht. „Geh zur Mutter und sage, ich komme gleich!“ Er ging mit großen Schritten hinüber und drängte sich durch die Menge. „Vater! Vater!“ Jeremi versuchte ihn am Hals festzuhalten. Eine heftige Bewegung ließ ihn zurückbleiben.

Er sah, wie sein Vater in die Stube trat und sich dicht vor den Ortsvorsteher hinstellte, er hörte einen Fluch, ein Schimpfwort, erblickte das rote, vorgebeugte Gesicht und die fürchterlichen Augen — und schrie jah auf. Die Szene im Wirtshaus hatte sich in einem Nu verwandelt. Ein Knäuel mit vielen Armen und Händen und Beinen wälzte sich dort. Maßkrüge, Gläser, Stühle flogen über den Säulern. Ein Loben, Schreien, Brüllen... Wie ein Strudel wars. Ein Strudel, der sich fortwährend verbreiterte und jeden und jedes, das in seinem Bereich hineintrifft; der sich auf den Flur ausdehnte, in den Langsaal hineinbrach und seine Wellen bis auf die Straße sandte. Alles schrie, fluchte, tobte, schlug. Jeremi hörte noch ein Klirren, Krachen, Poltern und Splittern, er sah, wie die Gängelampe in großem Bogen an die Decke flog und klingend in tausend Scherben brach, ein Wehgeschrei drang zu ihm herüber — dann eilte er wie gehebt davon. Sinter ihm hatte die Schlacht von Grebesberg begonnen, die Schlacht zwischen den Ansfässigen und den fahrenden Leuten. Bald tobte sie durch das ganze Dorf... Frau Trude sah noch immer wartend auf der Trittleiter des Wagens. Die Nacht war wunderbar lau und still. Der Wald lag wie im Traum. Ein leises Nauschen zuweilen, wenn ein milder Windhauch in den Kronen spielte. Der traumhafte Zwitscherton eines Vogels. Sonst tiefster Friede. Ein heller, klingender Schlag. Die Wanduhr im Wagen. Sie schlug halb elf. Frau Trude wartete... Ein lautes, schluchzendes Weinen, das wie von Angst gejagt näherkam, ließ sie blitzschnell auffahren. „Jeremi!“ Es war mehr ein Aufschrei als ein Ruf.

„Mutter! Mutter!“ Er sank keuchend, weinend zu ihren Füßen ins Gras; sein Kopf suchte ihren Schoß. Sie umklammerte ihn mit beiden Armen, bereit, das Schlimmste zu hören. In einzelnen Worten, in abgerissenen Sätzen berichtete er. Sie antwortete nicht. Aber Jeremi fühlte, wie warme Tropfen auf sein Haar fielen; wie ihre Arme, ihr Leib bebten. „Und an allem bin ich schuld!“ schluchzte er. Sie streichelte ihm Kopf und Wangen und küßte ihn. Sie kämpfte mit aller Macht gegen den Schrecken, der sie überfallen und fassungslos gemacht, gegen die Angst, die jeden klaren Gedanken ersticht hatte. „Jeremi, mein Junge, du bleibst für eine Weile allein hier. Ich gehe ins Dorf... Nein. Wir müssen hinein-fahren. Vielleicht... vielleicht brauchen wir den Wagen dort unten.“ „Wir kommen nicht lebendig heraus, Mutter. Häktest du das gesehen! Wie die Wilden sind sie. Die zer schlagen den Wagen und uns.“ „Ja.“ Frau Trude zögerte und überlegte von neuem. „So höre. Ich laufe voraus. Du fährst langsam hinter mir her. Ungefähr bis zur Hälfte des Wegs. Dort wartest du.“ Ein seltsames Geklapper wurde hörbar und kam näher. Sie sahen im Sternlicht die undeutliche Silhouette eines Reiters, der auf einem schweren Ackerferde die Dorfstraße heraussprengte und in schwerfälligem Galopp die Chaussee landeinwärts hinunterstürzte. Man hörte das Matschen einer Peitsche, die wieder und wieder die nasse Haut des Pferdes traf. Unter den Hufen spritzten die Funken hervor.